

Auf einen Kaffee mit dem neuen Dekan

Im Gespräch mit Axel Hutter über seine neue Position, die Studierendenzahl an der Fakultät und das Verhältnis von traditioneller und moderner Philosophie

Das Interview führten Mathias Koch und Daniel Hoyer

cog!to: Sie sind als neuer Dekan gewählt. Welche Ziele verfolgen Sie? Gibt es eine Art Agenda?

Axel Hutter: Jedenfalls nicht in dem Sinne, dass man wie ein Politiker antritt mit einem Programm und deshalb von den Kollegen gewählt wurde, weil man eben dieses Programm vertreten hat. Als Dekan sorgt man dafür, und zwar möglichst unauffällig und im Hintergrund, dass die Selbstverwaltung der Fakultät sowie die Forschung und Lehre an den einzelnen Lehreinheiten möglichst gut und liberal funktionieren. Diese Aufgabe hat einen sehr kleinen direktiven Anteil, und einen großen kooperativen Anteil.

cog!to: Kennen Sie einen konkreten Fall, an dem Sie in diese Richtung Einfluss nehmen konnten?

Hutter: Wichtig ist diese Funktion zum Beispiel bei Berufungsverhandlungen. Dort ist der Dekan meist der Vorsitzende, aber nicht in dem Sinne, dass er Dinge vorgibt oder dergleichen, sondern dass er versucht, eine möglichst zielführende Sachdiskussion in Gang zu bringen. Die Fakultät hat in ihren Gremien immer eine kollegiale Verfassung, die Mitglieder begegnen sich auf Augenhöhe. Der Vorsitzende versucht die Institution des kollegialen Austausches am Leben zu halten und diesen Austausch möglichst zu erleichtern.

cog!to: Unsere Fakultät wächst rasant. Wir erleben das in Seminaren, Sie haben den Blick von oben auf diese Situation. Welche Chancen erwachsen daraus, welche Herausforderungen gilt es zu meistern?

Hutter: Das ist tatsächlich ein wichtiger Punkt. Wir haben einen moderaten Zuwachs an Hauptfachstudierenden und einen besonders starken Zuwachs an Nebenfachstudierenden. Im Augenblick sind wir nach SLK das zweitnachgefragteste Nebenfach der Universität.

cog!to: Wie bewertet die Fakultät das?

Hutter: Das ist eine komplexe Frage. Die Zahl der Studierenden wird von der Fakultät selbst unter verschiedenen Aspekten betrachtet, genau wie sie von der Hochschule und der Politik unter verschiedenen Aspekten betrachtet wird. Es gibt dabei zwei Extreme unter den Betrachtungsweisen. Eine besagt: Die Zahl der Studierenden ist völlig irrelevant, die harte Währung, auf die es ankommt, ist die Forschungsleistung. Die Vorbilder sind hier etwa Cambridge und Oxford, die von der Studierendenzahl eher kleine Universitäten sind. Für diese Universitäten ist es gerade ein Zeichen der Stärke, dass sie Zugangsbeschränkungen haben. Die andere Betrachtungsweise wäre, die Universität in erster Linie als Lehrbetrieb zu sehen. Dann ist die Studierendenzahl das Wichtigste. Die Politik ist hin- und hergerissen, geht aber eher in die letzte Richtung und macht die Mittelzuweisung abhängig von den Einschreibungen. Und da steht die LMU im Vergleich zu den anderen bayerischen Universitäten zurzeit nicht besonders gut da, auch weil die LMU die bayerische Universität mit den meisten sogenannten „kleinen“ Fächern ist. Vor diesem Hintergrund ist es gut, dass wir als Studienfach nachgefragt werden. Wir müssen hier einen Mittelweg finden, zum Beispiel: Den Bachelor eher offen und liberal mit geringen oder gar keinen Zulassungsbeschränkungen gestalten, den Master hingegen mit klar definierten Aufnahmekriterien.

cog!to: Welche Lehrer spielten in Ihrem Werdegang eine wichtige Rolle?

Hutter: Wichtig waren für mich Michael Theunissen, bei dem ich später auch promoviert habe, und Ernst Tugendhat. Was ich von meinen Lehrern gelernt habe



und nun selbst versuche weiterzugeben, ist ein starkes Interesse an der klassischen deutschen Philosophie von Kant bis Hegel, und zwar in einer Weise, die diese großen philosophischen Entwürfe aus dem Museum einer rein historischen Betrachtung herausholt und versucht, die originalen Einsichten, die damals Epoche gemacht haben und die bis heute die ganze Welt interessieren, in eine Sprache zu übersetzen, die wir heute sprechen und verstehen. Das ist keine leichte Aufgabe! Wie bei jeder guten Übersetzung muss man dabei das Kunststück fertigbringen, das Original zu erhalten und trotzdem die sachlichen Einsichten für heutige Zeitgenossen zugänglich zu machen. Von meinen Lehrern habe ich das gelernt: Sich einerseits in eine Tradition der klassischen Philosophie zu stellen, daraus aber andererseits den Impuls zu einer sehr gegenwärtigen, auch gegenwartskritischen Philosophie zu entnehmen. Tugendhaft ist zum Beispiel ein Denker, der eine moderne, an der analytischen Philosophie geschulte Rezeption der klassischen Tradition anstrebt.

cog!to: Wie genau kann man das Verhältnis von Tradition und dem neuen analytischen Projekt fassen?

Hutter: Ich würde vorwegschicken, dass auch innerhalb der sogenannten Tradition die Geste des Neu-

anfangs, der Versuch, die Philosophie auf eine neue Grundlage zu stellen, immer wieder vorkommt. Die sehr schematische Entgegensetzung von 2000 Jahren Tradition und einer Form von Neuheit in der analytischen Philosophie, die es vorher nicht gab, ist historisch wenig überzeugend. Es gibt meiner Einschätzung nach

Was ich von meinen Lehrern gelernt habe und nun weiterzugeben versuche ist ein starkes Interesse an der klassischen deutschen Philosophie, und zwar in einer Weise, die diese großen philosophischen Entwürfe aus dem Museum rausholt und die Einsichten, die damals Epoche gemacht haben und bis heute die ganze Welt interessieren in eine Sprache zu übersetzen, die wir heute sprechen und verstehen

drei Typen von philosophischem Denken. Es gibt einmal die Traditionspflege, die aus der Philosophiegeschichte gewonnene Standards übt und weitergibt. Dann gibt es seltene, starke Zäsuren, wo sich der Ton, die Sprache, auch

die Referenzpunkte deutlich ändern, beispielsweise bei Descartes oder Kant. Doch auch hier gilt: Die Fragen, die sich die verschiedenen Philosophen stellen, müssen verwandt sein. Wenn sie völlig anders wären, dann wäre es nicht mehr Philosophie. Es mag aber sein, dass die Aversion und die Kritik an der Art und Weise, wie man bisher gefragt hat, überwiegt, sodass es erstmal so scheinen kann, als würden die Fragen selbst verabschiedet. Der dritte Typ thematisiert die Vermittlung zwischen Bruch und Fortsetzung. Bei diesem Typ stellt sich nicht nur die Frage, wie sich bestimmte Autoren selbst verstanden haben, sondern eben auch, wie man ihre Texte heute verstehen kann. Ich glaube, dass philosophische Texte der Tradition umso zukunftssträchti-

ger und lehrreicher sind, je mehr diese Anbindung an die eigene Sprache und das eigene Fragen gelingt. Ich denke hier zum Beispiel an Wittgenstein, der die Neuausrichtung seines Denkens im *Tractatus* ganz stark in den Dienst von Fragen stellt, die uralte sind.

cog!to: Bleiben wir bei Wittgenstein. Wenn man den *Tractatus* liest, dann kommt man gegen Ende zu Sätzen wie „Die Logik ist transzendental“, „Die Ethik ist transzendental“, „Ethik und Ästhetik sind eines“, bei denen man aus einer analytischen Erwartung heraus fragt, inwiefern hier tatsächlich etwas verständlicher geworden ist.

Hutter: Ich verstehe den *Tractatus* sehr stark von dem Gedanken der Grenzziehung her. Zentral ist dabei die etwas paradoxe Struktur, dass man eine Grenze zieht, ohne beide Seiten auf gleich verständliche Weise thematisieren zu können. Man kann aber Wittgenstein zufolge eine Grenze verständlich machen, indem man die eine Seite möglichst präzise abschreitet. In der Folge ergibt sich eine Dreiteilung des Denkens: Es gibt Begriffe, die diesseits der Grenze liegen, das sind die unproblematischen Begriffe bei Wittgenstein. Es gibt die extrem problematischen Begriffe, die jenseits der Grenze liegen. Die interessanten Begriffe aber, die auf der Grenze liegen, sind die transzendentalen Begriffe.

cog!to: Lassen sich diese grenzziehenden Begriffe aus einer diesseitigen Position heraus formulieren?

Hutter: Wittgensteins ziemlich tiefsinnige Antwort ist: Nein, sie lassen sich nicht formulieren, aber sie zeigen sich in jeder Formulierung. Wenn wir überhaupt etwas formulieren, bewegen wir uns innerhalb eines durch die Grenze konstituierten Feldes von Möglichkeiten. Die Logik ist da das beste Beispiel. Jeder Satz, der verständlich ist, ist den logischen Regeln gemäß gebaut. Für Wittgenstein war das Logische selbst zwar in jedem Satz am Werke, ließ sich aber durch keinen Satz aussagen. Sein sehr gutes Beispiel dafür ist die Tautolo-

gie: Warum Tautologien wahr sind, und zwar in einem unüberbietbaren Sinne, lässt sich nicht sagen, es zeigt sich.

cog!to: Was meint er damit? Man könnte zum Beispiel eine Wahrheitstafel anschreiben und derart ein Erklärungsbild geben, das darstellt, warum eine Tautologie wahr ist.

Hutter: Für Wittgenstein waren solche Erklärungsversuche ein Missverständnis der frühen analytischen Philosophie. Er würde sagen, jeder Begründungsversuch begeht einen Zirkelschluss. Weil die Begründung der Tautologie immer nur funktioniert, wenn die Regel, dass Tautologien wahr sind, bereits gilt. Sie können schlicht keinen Beweis führen, bei dem Sie die Frage, ob Tautologien wahr oder falsch sind, einklammern und offen lassen.

cog!to: Sie planen gerade ein neues Projekt, das sich Narrative Ontologie nennt. Was verstehen Sie darunter?

Hutter: Das knüpft ganz gut an Wittgenstein an. Die Idee des Projektes ist, dasjenige, was Wittgenstein mit dem Bereich des Zeigens im Auge hat, sprachlich zugänglich zu machen. Anders gewendet: Wie kann man dasjenige, was sich der Normalsprache der Rationalität notwendig entzieht, aber zugleich dasjenige ist, was erst diese Normalsprache der Rationalität möglich macht, einer sprachlichen Darstellung zugänglich machen, ohne dabei die Differenz beider Bereiche zu verschleiern? Das Projekt einer Narrativen Ontologie besteht nun konkret darin, zu prüfen, ob die narrative Eigenlogik von Erzählungen und Geschichten Ressourcen bereitstellt, an denen man sich hinsichtlich dieser Frage philosophisch schulen kann.

Das Interview führten Mathias Koch und Daniel Hoyer



Zu Axel Hutter:

Axel Hutter studierte in Berlin Philosophie, Germanistik, Musikwissenschaft und Medizin. Er promovierte bei Michael Theunissen über Schellings Spätphilosophie und war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Hegel-Archiv der Universität Bochum. Seit 2006 ist er Professor an der philosophischen Fakultät der Universität München, seit 2013 steht er der Fakultät als Dekan vor. Aktuell umfasst sein Aufgabengebiet den deutschen Idealismus und Hegel.